

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 13 (1923)

**Heft:** 14

**Artikel:** Eine Seele [Fortsetzung]

**Autor:** Waldstetter, Ruth

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-637076>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 19.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Sie Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 14 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 7. April 1923

## Wach' auf.

Von Erwin Schlup.

Wach' auf, wach' auf! Und atme Frühlingslüfte  
Und trinke Sonnenschein! Der Göttertrank  
Durchströmt belebend, wonnesam die Lüfte —  
Ein Wintertraum ins ferne Nordmeer sank.

War's nur ein Traum? Blick' in des Baumes Krone,  
Nur nackte Arme recken sich empor;  
Doch sieh' — hernieder wallt vom Schöpferthrone  
Das neue Leben — Segen bricht hervor!

Von Baum zu Baum schlingt sich ein grün Geschmeide,  
Ein Blütenzauber schwebt durch Flur und Tal.  
Du krankes Herz, erwach' aus diesem Leide!  
Des Lenzes Sonne sei dein Hoffnungsstrahl.

## Eine Seele.

Roman von Ruth Waldstetter.

14

Bei ihrem Eintritt sah der Professor kurz von der Arbeit auf, schrieb dann sein Wort fertig, erhob sich und reichte ihr mit einer Verbeugung die Finger. Er hatte in seinen Bewegungen etwas Überlegtes und Zurückhaltendes, das sie einschüchterte. Sie stand plötzlich unter dem Eindruck, daß sie einen Mann von Verdienst, eine ihr unbekannte Größe, die sie nicht imstande war einzuschätzen, für sich in Anspruch nahm.

„Machte es Ihnen nicht zu viel Mühe, herzukommen?“ fragte er förmlich. „Ich habe Ihnen nämlich allerlei mitzuteilen; ich glaube, unsere Sache marschiert gar nicht übel.“ Er rückte in geschäftlicher Art einen bequemen Stuhl für sie neben seinen Tisch. „Meine Bücher haben Sie erhalten, nicht wahr? Und ist es Ihnen recht, daß ich Ihnen einen kurzen Veltürengang durch das Altertum skizziert habe? Soviel ich verstehe, wünschen Sie eine gewisse methodische Einführung in unsere kulturellen Grundlagen. Es ist natürlich nur eine höchst lückenhafte und unzureichende Skizze, die Sie auf diese Weise zu sehen bekommen. Aber für den Augenblick können wir nicht mehr viel anderes machen.“

„Es ist ganz das, was ich mir wünschte,“ sagte sie. „Schon aus Herodot ist mir eine so herrliche Welt aufgegangen!“ Mit diesem Ausruf kam sie sich plötzlich einfältig vor, und sie verstummte.

Faber betrachtete seine Nägel und fuhr fort: „Und Sie wollen also das Mittel der Geschichte wählen, um diese

Welt irgendwie anzupadern? Das wird in Ihrem Fall auch der beste Weg sein.“

„Es ist mir wohl der natürlichste.“

„Aber wie steht's nun mit der Spezialisierung, die das Studium mit sich bringt? Die meisten Frauen ertragen das ja wohl nicht aus Stärke, sondern weil sie eine gewisse Mangelhaftigkeit im Selbstbewußtsein haben; sie merken es gar nicht, während ihnen ein Arm oder ein Bein abstirbt. Nun, die Männer übrigens auch; aber es ist weniger zu verderben und mehr zu gewinnen bei ihnen. An den Anblick der männlichen Berufskrüppel haben wir uns ja auch seit einigen Jahrhunderten gewöhnen können. Bei der Frau ist die Missgestalt neuer. Aber wie, Sie würden sich da wohl scharf aufpassen und sich an dem Nachteil allmählich ein kleines Unglück aufziehen?“

„Ich habe mir schon jetzt die Freiheit gegeben, das Studium aufzustellen, wenn es nicht geht. — Aber, Herr Professor,“ unterbrach sie sich beunruhigt, „ich halte Sie ab. Sie waren vorhin an der Arbeit; und nun zwingen Sie sich dazu, an meine wirklich so geringfügigen Angelegenheiten zu denken.“

Ihre Rede schien ihn fast in Verlegenheit zu bringen. Er warf ihr einen kurzen, überraschten Blick zu und sagte: „Aber ich bitte. Das gehört doch zu meinem Beruf. — Übrigens wo waren wir? Und wollen Sie nicht die Tasse

ablegen? Es ist kühl draußen, so ein Rückschlag, wie wir ihn manchmal im Juni haben.“

Er hing sorgfältig Charlottens Jade am Turnagel auf. Sie sah nun in der Kleidsmutter weißen Bluse verändert, noch mädchenhafter und zarter aus. Er beachtete es mit einem raschen Blick. Dann nahm er seinen Bleistift zur Hand und fuhr fort, indem er damit spielte und kleine Striche zeichnete: „Mit Ihrer Frau Mutter, glaube ich, läßt sich alles ganz gut an. Sie sucht ja wohl im Grunde nicht allzuviel Fühlung mit der schlechten Menschheit und wird das Alleinsein nicht übel ertragen. Und als ein gewisser nötiger Widerspruch und Gegenpol genügt vielleicht die abwesende Tochter ebenso gut wie die gegenwärtige.“

Charlotte lachte, und Faber fuhr fort: „Wir haben uns aber gar nicht schlecht verstanden, und ich glaube, schon jetzt ist der Widerstand Ihrer Frau Mutter fast nur noch eine Gewohnheitsache. Wird nicht Frau Hoch mit der Zeit förmlich erwarten und darauf gespannt sein, daß man den Schritt gegen ihren Willen unternimmt?“

„Sie kennen Mama gut,“ sagte Charlotte.

„Es scheint mir wirklich, Ihrem Sprung in das neue Element wird in einigen Monaten nichts Wesentliches im Wege stehen, falls Sie nicht geneigt sind, sich selber ein Hindernis zu bauen? Sie sind doch als Halbwaise — verzeihen Sie diese Frage — einigermaßen selbstständig?“

„Ich habe über eine kleine Summe zu verfügen, die zum Studium knapp reichen sollte. Vom übrigen hat meine Mutter die Nutznutzung.“

„Also können Sie sich eigentlich über Ihre Chancen nicht beklagen!“

„Oh, seit ich nicht mehr von jedermann nur als ein verschrobenes Geschöpf angesehen werde, bin ich ein neuer Mensch. Ich habe Ihnen viel mehr zu danken, als Sie wissen,“ sagte Charlotte ernsthaft und errötete.

Faber hatte bisher seine Besucherin kaum angesehen und das Gespräch so kurz angebunden und fast geschäftsmäßig geführt, daß Charlotte ein peinliches Gefühl nicht los wurde, als läme sie ihm ungelegen oder hätte ihn mit irgend etwas verstimmt. Bei ihren letzten Worten jedoch ging eine Veränderung in seinen Zügen vor; aber er hielt den Blick noch immer auf die mit dem Bleistift spielende Hand gerichtet, während er nachdenklich sagte: „Wieso fanden Sie eigentlich nicht früher Gelegenheit, sich gegen irgendwen auszusprechen?“

Sie dachte nach. „Vielleicht aus mehreren Gründen. Ich war es nie gewohnt, jemanden um etwas anzugehen. Von einer wohlerzogenen jungen Dame erwartet man das nicht. Und dann konnte ich nicht von einem bestimmten Lebensplan sprechen, wie eine Frau, die Ärztin oder Schauspielerin oder Krankenschwester werden will, und für welche das ein Endziel ist. Ich möchte doch den Leuten nicht sagen, daß es sich um — um mein Inneres, um die Seele handelt.“ Sie sagte das leise und errötete noch mehr.

Es herrschte plötzlich eine andere Stimmung im Raum. Faber stützte den Kopf in die Hand und sah zu Boden. Und Charlotte hub nach einer kleinen Weile wieder an: „Ich rede da so harmlos von „Seele“, wie von einem selbstverständlichen Begriff. Ich muß schon auf Ihre Nachsicht rechnen. Ich habe noch nicht gelernt, mich scharf und

genau auszudrücken; das bekümmert mich oft. Die Gelegenheit hat mir gefehlt, über Dinge zu sprechen, die nicht zum Alltag gehören. Und ich weiß wohl, die Gedanken gehen ebenso sehr aus den Gesprächen hervor wie die Gespräche aus den Gedanken.“

„Warum rechtfertigen Sie sich?“ sagte Faber und warf ihr einen rasch aufblitzenden Blick zu. „Es ist doch nur naiv von einer gewissen Art von Wissenschaft, daß sie Begriffe abzutun meint, die Jahrtausende beherrscht haben und aus der tiefsten menschlichen Veranlagung stammen. Vor allem, wenn sie nichts Besseres an ihre Stelle setzen weiß. Was wollen wir denn dem Menschen Begriffe überpflanzen, die ohne Sinnbildlichkeit sind! Wenn wir Jahrtausendelang zwischen Tag und Nacht hingedämmt haben, wie sollen wir nun plötzlich im Tageslicht oder gar nur bei einem auffälligen erbärmlichen Paternenschein wohlfühlen? Hier drinnen lebt doch noch die Nacht von allen alten Jahrtausenden!“ Faber klopfte sich bei diesen Worten mit den Fingerknöcheln auf seine elegante Hemdbrust, und die plötzliche heftige Gebärde wirkte in diesem Augenblick fast erschreckend aufrichtig.

Charlotte sah ihn mit großen, nachdenklichen Augen an. „Darin,“ sagte sie halblaut, „darin werden wir immer verschieden sein: Man sieht Männer, die ganz in einem hellen Verstandeskreis leben, und dabei geben sie doch nicht alles Menschliche preis; aber wir kommen nie los vom Halbdunkel; plötzlich steigt etwas auf und wird mächtig, niemand begreift, warum und woher; und wenn das einmal aufhört —“

„Ja, das Herz im Dunkel und den Kopf in der Helle, das müßte einmal eine Frau zustande bringen. — Uebrigens, glauben Sie nur nicht, daß das intellektuelle Uebergewicht sich nicht bei jedem Menschen rächt.“ Faber war aufgestanden und bewegte seine kleine, schlanke und nervige Gestalt, die der starke Schädel krönte, mit kurzen, energischen Schritten auf dem Teppich hin und her. Plötzlich blieb er vor Charlotte stehen und sagte, indem er sich lässig mit der Hand auf den Schreibtisch stützte: „Sehen Sie einmal meine Familie. Mein Großvater mütterlicherseits, der Mathematiker, hat sein Leben zwar soweit normal hingebracht. Doch gab es Zeiten, in denen sein Sonderlingswesen immerhin stark psychopathischen Einschlag zeigte. Seine Tochter hat die Gleichgewichtsstörung geerbt. Für meine Mutter war es ein großes Glück, daß sie meinen Vater neben sich hatte, der die Ausgeglichenheit in Person ist, und vielleicht auch, daß sie nicht alt wurde. So kam es nur zu temporären Schwankungen. Aber dann, bei meiner Schwester, die allein geblieben ist — sicherlich aus bestem Instinkt — da hat es sich vollendet. Sie erzählte mir einmal, viele Jahre vor ihrem — Unglück, einen Traum, der mir seither oft in den Sinn gekommen ist: sie sah sich ganz allein mitten im Aether und mich in weiter Ferne. Und sie rief mir zu: „Siehst du, so bin ich losgelöst und abgesondert, ich habe nicht einmal Luft um mich, sondern nur diesen stofflosen Aether!“ Sie sagte, es sei ein unbeschreibliches, entsetzliches Gefühl gewesen. Das war vielleicht drei oder vier Jahre, bevor sie den Tod gesucht hat.“

Faber schwieg. Charlotte war aufmerksam seiner Rede

gefolgt und hörte noch die Schwingung seiner letzten Worte. Plötzlich wurde sie sich wieder der Gegenwart bewußt. Der Raum schien ihr enger um sie geworden zu sein; Faber war keine unbekannte Größe mehr; sie merkte, daß sie ihn mit einem warmen Gefühl umgab.

„Die Natur zieht doch immer ihre Schlussfolgerung,“ hörte sie ihn sagen.

„Ein furchtbare Gesetz,“ gab sie halblaut zurück.

Faber zuckte die Achseln, und während er auf seine Fußspitzen sah, sagte er in ernstem und trockenem Ton: „Es kommt nur darauf an, mit wieviel Bewußtheit man den gegebenen Tatsachen gegenüber steht.“ Dann richtete er sich auf, wandte sich energisch um und fing an, auf seinem Schreibtisch allerlei Schriftstücke hin und her zu rütteln. Sie wagte nicht, noch einmal an das Thema zu rühren und schwieg. Er nahm jetzt einen großen Briefumschlag mit ausländischen Marken in die Hand, schob ihn ihr zu, ohne aufzusehen, und sagte, indem er den Finger darauf hielt: „Dies entscheidet über meine Zukunft. Ein Ruf nach Amerika.“

„Sie wollen von hier fort?“ rief sie aus, und die ehrlichste Enttäuschung klang aus ihrer Stimme.

„Ich will nicht, das ist es eben,“ antwortete er leise, und während sich seine Gewohnte ironische Miene nicht veränderte, sahen die Augen mit ernstem Blick ins Leere.

„Bleiben Sie doch bei uns!“ sagte sie einfach. Sie hatte ihre vorherige Scheu ganz verloren. Er stand schweigend vor seinem Schreibtisch, sah auf den amerikanischen Brief und trommelte ein wenig mit den Fingern der linken Hand. Charlotte wunderte sich; sie hatte den Eindruck, als sei er verlegen. Auch sie wurde plötzlich von dieser Verlegenheit befallen, und sie erhob sich und langte ihr Jacke vom Nagel. Faber drehte sich mit einem Ruck herum, als erwache er aus tiefem Nachdenken, und half ihr in die Arme. Er tat es, ohne sie mit einem Finger zu berühren. Als sie aufschauten, um sich zu verabschieden, begegnete sie seinen Augen, die mit einem starken und gedankenvollen Blick auf sie gerichtet waren. Er sah so gleich weg.

„Was dachte er nur in jenem Moment?“ fragte sich Charlotte, als sie nach kurzer Zeit das Landhäuschen verließ und durch den grün umhagten Weg der Vorstadt zu schritt. „Dachte er nicht gleichzeitig an mich als Gegenwärtige und auch über mich wie aus weiter Entfernung?“ Und der seltsame Ausdruck seiner Augen prägte sich ihr mit jener Erinnerungstreue ein, mit der ihr Gedächtnis die kleinsten Einzelheiten in Fabers Wesen und Benehmen scheinbar ohne ihr eigenes Wollen festhielt.

Als Charlotte den Professor verlassen hatte, saß er noch eine Weile, den Kopf aufgestützt und in Gedanken versunken, in seinem Arbeitsstuhl. Dann stand er plötzlich auf, ging rasch und ohne Zögern, wie ein Mensch, der



Gottfried Herzig: Abend.

einem unbewußten Triebe folgt, zu dem von seiner Besucherin verlassenen Platz, nahm vom Sesselrücken ein kleines Kissen ab, an das Charlotte ihren Kopf gelehnt hatte, und hielt es an sein Gesicht, während er ein paarmal tief atmete, die Augen geschlossen, als soge er einen Geruch ein, der dem Leinen anhaftete. Darauf hing er es hastig wieder hin und ging an seinen Platz zurück. Er arbeitete aber nicht, sondern spielte mit seinem Federzeug oder saß müßig, den Kopf in die Hand gestützt. Endlich erhob er sich, nahm den Hut vom Nagel und ging ins Freie.

Es hatte vor kurzem zu regnen aufgehört; die Vögel zwitscherten wieder, und ihr Gesang tönte feucht und schmelzend in der wassergeschwängerten Luft. Gelbliche Sonnenstrahlen fielen auf einzelne Stellen der Landschaft. Vom Boden und aus dem hohen Grase stieg ein würziger Geruch auf.

Faber nahm dies alles wahr, und es schien ihm, als erlebte er auf einmal alle die Frühjahrsmitternacht vergangener Jahre wieder mit ihrem Duft, ihrer langen Klarheit und lind heraufsteigenden Kühl, und mit jenem Gefühl des Wohlseins, das ihn als jungen Menschen zu



Gesamtansicht von Leysin.

Im hintergrund über dem Dorfe die Sanatorien; im Vordergrund das Dorf mit der Kirche.

Sommersanfang stets durchdrungen und das er damals wie die Erwartung eines kommenden Glücks empfunden hatte. Die Wärme und Spannung und die jugendliche Bangigkeit, die ihn erfüllte, war zu beseligend, als daß er widerstanden hätte, sich ihr auf eine kurze Weile mit Inbrunst hinzugeben. Aber unmerklich erst, dann immer überzeugender spürte er, wie unter dem Druck der zerlegenden Gedanken die freudige Empfindung erlahmte und einer instinktiven Scheu wich, und wie ein ihm längst vertrautes Gefühl einsam und fast ängstlichen Selbstbesitzes ihn ergriff und von der lockenden Außenwelt absonderte. Er kehrte plötzlich mitten im Feldwege um. Und nach wenigen Minuten saß er zu Hause und schrieb mit kleinen, klaren lateinischen Buchstaben Notizen aus einem Folianten ab.

(Fortsetzung folgt.)

### Leysin.

Auf sonniger Berghalde, in aussichtsreicher Höhe liegt das Bergdorf mit seinen Sanatorien und Kliniken: Leysin.

Von Aigle führt die Zahnradbahn zuerst durch reiches Rebgebäude, bald geht's durch Tannenwälder, dann folgen Bergwiesen, und vor uns liegt Leysin, oft das waadtländische Davos genannt. Wohl suchen hier wie dort Kranke Heilung im Höhenklima, auch der erste Eindruck mag der gleiche sein. Aber hier schweift der Blick ungehindert von der Ebene bis in die höchsten Berge, während man im Bündnerdorf viel mehr das Gefühl der Abgeschlossenheit hat, jenem Fernsein im Hochtal, das uns jeden Tag zu wiederholen scheint, man sei da, um Heilung zu suchen. Leysin liegt freier. Vor uns das Rhonetal, die weite Ebene mit ihrem Getriebe und Haften, deren Fabrikpfeife bis zu uns heraufstönt. Jenseits die Berge, vor allem die alles überragenden Dents du Midi, deren Gipfel freundlich herübergreßen. In ihrer ganzen Wucht zeigen sie sich uns: Von der mit Schnee und Eis bedrängten Stirne bis zu den Wäldern und Wiesen zu ihren Füßen, die sich in den Maegnderwindungen der Rhone baden. Und gleichsam als Gegenstück dazu die Dent de Morcles, deren zwei Gipfel das ganze Tal zu beherrschen scheinen. Und wiflich blitzt im Strahl der untergehenden Sonne dort oben ein Fenster auf, das uns sagt, daß starke Festungen den Willen des Berggeistes zu unterstützen

gewillt sind. Dazwischen in weiter Ferne der Glacier du Trient und einige Viertausender.

Das jetzige Dorf mit seinen ungefähr 3000 Einwohnern war ursprünglich eine kleine Ansiedlung; im Jahre 1439 noch war es Eigentum des Hauses Savoyen. Aber als die Berner über den Col de Villon ins Gebiet der mächtigen Savoyarden eindrangen und diese bekriegten, da mag ihnen auch der schmucke Bergort gefallen haben. Schon 1445 bekam Leysin unter ihrer Herrschaft eine Kirche, die noch heute steht. Jede Woche einmal stieg von Aigle ein Priester in die Höhe, um die Messe zu lesen. Erst 1702 wurde Leysin eine von Aigle unabhängige Kirchengemeinde.

Wie kam's, daß aus dem einfachen Bergdorf ein Kurort für Tuberkulose wurde? Die ersten, welche die Höhenluft als Heilmittel erkannten, waren eigentlich die Bewohner von Leysin selbst. Dr. Bezenenet, der um 1830 in Aigle als Arzt praktizierte, hatte die günstige Wirkung der Höhe bald erkannt. Um diese Zeit war der Kretinismus im Wallis noch sehr verbreitet, und Dr. Bezenenet zählte unter den 1600 Bewohnern von Aigle nicht weniger als 40, deren Zustand als mehr oder weniger idiotenhaft bezeichnet werden mußte. Zur Erholung schickte er solche Kinder nach Leysin, und er konnte sehen, wie sie nach ein oder zwei Jahren gesund und lebhaft ins Tal zurückkehrten. Er wiederholte die Versuche und stellte fest, daß eine Heilung nur eintrete, wenn die großen Fontanellen und Nähte des Schädels noch nicht verknöchert waren: Das Höhenklima hatte also auf das Wachstum der Knochen einen Einfluß ausgeübt. Von hier war es nur noch ein Schritt, die gleichen Ruren an rhachitischen und Skrofulösen Kindern zu versuchen. Auch hier waren die Resultate sehr günstige.

Sollte nach diesem ermutigenden Anfang nicht auch die Wirkung des Höhenklimas auf die Lungentuberkulose versucht werden? Alle Kranken hat Dr. Bezenenet in Leysin nicht heilen können, aber er glaubte doch in vielen Fällen das Mittel in die Hand bekommen zu haben, über die Krankheit Meister zu werden. Und ein anderer Arzt hat die Beobachtung gemacht, daß konstitutionelle Erkrankungen in Leysin sehr selten, die Phthise sozusagen unbekannt ist bei gesamten Bevölkerung des Bergdorfs, es sei denn bei solchen, die sie aus der Ebene mit heimgebracht haben.

Um die Wirkung des Höhenklimas auf den menschlichen Körper zu verstehen, muß man sie in die einzelnen Faktoren zerlegen:

Die Reinheit der Luft ist oft untersucht worden; ihr



Umgebung von Leysin. — Lac d'Ai (2100 Meter).